

Nicht immer freilich waren es die Segnungen friedlichen Handels, deren sich die von den Wikingern besuchten Länder zu erfreuen hatten. Oft kennzeichneten Mord und Gewalttat ihre Spuren, und mit Recht hat daher ein großer nordischer Geschichtsforscher (37) von der Wikinger-Zeit gesagt, daß sie — oberflächlich betrachtet — zwar in einem roßigen Schimmer erscheine; schaue man aber genauer zu, so sei dieser roßige Schimmer nichts anderes als ein Gemisch von Blut und Tränen.

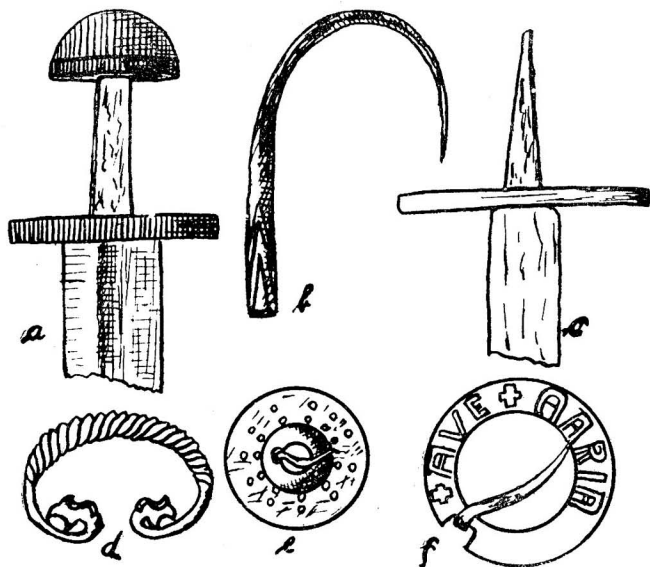


Abb. 9: Waffen und Schmucksachen der Wikinger- und spätheidnischen Zeit. Stark verkleinert. a—c Wikingerzeit (10.—11. Jahrhundert) aus Eisen, d—f Spätheidnische (12.—13.) und frühe Ordenszeit (13.—14. Jahrhundert). Aus Bronze. a) Wikingerschwert; b) Wikingerlanzenspitze (mit Spitzbogenornament); c) spätheidnisches Schwert; alles aus Lintuhnen; d) Hufeisenfibel mit Drachenkopfsenden; e) Ringfibel; f) Ringfibel mit christlicher Inschrift (AVE MARIA), alles aus Stangenwalde (Kurische Nehrung).

Die ersten Beziehungen zwischen Schweden und den ostbaltischen Ländern gehen noch vor die Wikingerzeit zurück. Schon in der Völkerwanderungszeit greifen zum ersten Male skandinavische Seefahrer in die Geschichte des Ostbaltikums ein (36). Aber noch ist es nicht das Memelland selbst, das sie erreichen. Wie uns erste sagenhafte nordische Quellen berichten, ist etwa um 500 nach Christus eine nicht unbeträchtliche Volksmenge aus Gotland dünaaufwärts nach Rußland abgewandert. Wohl von ihr ausgehend, zeigen sich erste Einflüsse skandinavischer Kulturgutes schon damals vereinzelt im Nordteil des Memelgebietes, so z. B. in Gestalt der eigenartigen Eulensfibeln und der Schmucknadeln mit dreieckigem Kopf.

Etwa um 700 — also noch vor dem Beginn der eigentlichen Wikinger-Zeit — schwellen jedoch die skandinavischen Einflüsse erheblich an. Zugleich fällt aus den nordischen Sagas und Chroniken der erste Frühschein geschichtlicher Ueberlieferung auf die ostbaltischen Lande. Schon im 8. Jahrhundert haben die Schweden längere Zeit über Kurland geherrscht, sind aber gegen 800 von den Kuren vertrieben worden.

Etwa um 854 haben nach literarischen Quellen die Dänen einen Kriegszug nach Kurland (39) unternommen, wurden jedoch von den Kuren blutig abgewiesen. Unmittelbar darauf eroberte der Schwedenkönig Olof von neuem Kurland, erbeutete in den kurländischen Städten Seeburg und Apulia reiche Schätze und machte Kurland zum zweiten Male auf eine Zeitlang den Schweden tributpflichtig, bis sich die Kuren wiederum durch einen Aufstand von dem fremden Joch befreiten. Wenn auch etwa mit dem Jahre 1000 die zielbewußte schwedische Kolonisation der ostbaltischen Länder erlischt, so künden doch immer noch nordische Sagas und Runensteine von den zahlreichen Wikingerfahrten, die im 10. und 11. Jahrhundert ins Ostbaltikum unternommen wurden. Auch Dänemark spielt jetzt eine nicht unwesentliche Rolle in der Geschichte der baltischen Stämme. So soll der dänische König Knut der Heilige etwa um 1080 die Länder der Kuren, Sembern und Esten ganz verheert und sich untertänig gemacht haben; und aus der Nestor-Chronik erfahren wir, daß etwa um 1100 die Cuden, Liven und Esten dem russischen Reiche steuerpflichtig waren.

Ist auch der kulturelle Einfluß, den diese kriegerischen Züge der Nordmänner ausgeübt haben, im 9. und zu Anfang des 10. Jahrhunderts noch verhältnismäßig gering gewesen, so führte er doch, nachdem die Feindseligkeiten allmählich beigelegt waren, zur Anbahnung eines regen Handelsverkehrs, der während der zweiten Hälfte des 10. und im 11. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte, aber noch bis in die erste christliche, d. h. die Ordenszeit, fort dauerte, wie wir ebenfalls aus historischen Quellen wissen. So verbot 1229 Papst Gregor IX. den gotländischen Kaufleuten, den „Heiden“ (d. h. den Balten) mit Waffen gegen die schon christlichen Finnen beizustehen. Und noch 1262 erneuert Papst Urban IV. das Verbot gegen die Gotländer, den Heiden mit Waffen und anderem Kriegsmaterial gegen den Deutschritterorden zu helfen. So sind aus den anfänglichen Kämpfen und Feindseligkeiten mit der Zeit lebhaftere freundschaftlich-nachbarliche Beziehungen geworden, die der memelländischen Bevölkerung neben den ausgezeichneten, sehr beliebten Wikingerwaffen auch zahlreiche kulturelle Anregungen zuführten und die ostbaltische Kultur vor allmählicher Verkalkung bewahrten. Neben dem skandinavischen Importgut an Schwertern (Abb. 9a) und Lanzenspitzen (Abb. 9b), die dann auch als Vorbilder für einheimische Waffen der spätheidnischen Zeit (Abb. 9c) dienten, gehen eine Anzahl von memelländischen Schmuckstücken, wie Schnallen, Riemenverteiler und Gewandnadeln auf skandinavische, besonders gotländische Formen zurück, so auch die für das ganze jüngste heidnische Zeitalter so charakteristischen Hufeisen (Abb. 9d) und Ringfibeln (Abb. 9e, f), die in der lettischen und

estnischen Volkskunst als beliebte Motive (Broschen) bis in die Gegenwart fortleben (40).

Wenn auch ihre ungewöhnlich hohe Schiffsbaukunst die Wikinger zu so weiten und gefährlichen Seefahrten befähigte, daß sie auf ihren „Drachen“ sogar den Atlantik zu überqueren wagten, um die nordamerikanische Küste zu erreichen — die sie lange vor Columbus für Europa entdeckten —, so liebten sie doch als Handelsplätze geschützte Binnenhäfen, um vor den türkischen Stürmen des Baltischen Meeres geschützt zu sein. Die von B. Nerman (Stockholm) wieder-

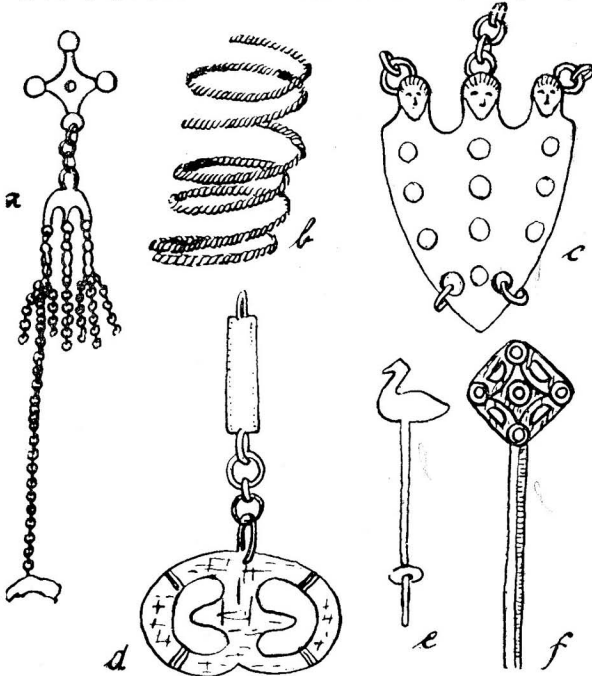


Abb. 10: Memelländischer Bronze-Schmuck aus der Wikinger- und spätheidnischen Zeit (10.–13. Jahrhundert). a) Schmucknadel mit silberplattiertem Kreuzbalkentopf. Andullen (Kreis Memel); b) Halsspirale, sogen. „Totentrone“. Stangenwalbe; c) Brustschild mit Menschentöpfen. Lintuhnen; d) Nierenförmiger Anhänger. Weßseiten; e) Nadel mit Vogelkopfsende. Lintuhnen; f) Nadel mit Kreuzbalkentopf. Lintuhnen. Alles stark verkleinert.

aufgedeckten skandinavisch-wikingischen Ansiedlungen in Grobin bei Libau — vermutlich dem historischen „Seeburg“ — liegen mehrere Kilometer von der Meeresküste entfernt im Binnenlande; und noch weiter im Landesinnern liegt das litauische Apule, wenn es wirklich das altkurische Apulia gewesen sein sollte. So kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Wikinger bei den Besuchen, die sie der bernsteinreichen Samlandküste abstatteten, nicht das flache, stürmische Meeres-

ufer anliefen, sondern die Fahrt auf dem ruhigeren, gefahrloseren Kurischen Haffe, das gerade damals seine vorgeschichtliche Glanzzeit erlebte, bevorzugten. Zahllose Wikingerfunde sind rings an den Ufern des Kurischen Haffes gehoben worden, und unmittelbar beim Ostseebade Cranz im Wäldchen Kaup bei Wis Kiauten ist sogar einer der größten Wikingerfriedhöfe entdeckt worden, die wir bisher auf dem europäischen Festland kennen. Zweifellos ist er — mit mehreren hundert Gräbern — der Bestattungsort einer längere Zeit dort bestehenden Wikingerkolonie gewesen, die vielleicht sogar die damalige Ausfahrt aus dem Kurischen Haffe (das Cranzer Tief) beherrschte. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß auch an der Memel-Mündung — vielleicht garnicht weit von der Stadt Tilsit selbst — eine solche Wikinger-Kolonie bestanden hat, die den Handel mit dem an Wikingerfunden so reichen memelländischen Küstenland und seinen weiter memelaufwärts gelegenen Niederlassungen (z. B. Wischwill) vermittelte. Wenn sie auch vorläufig noch nicht entdeckt ist, so besteht doch auf Grund der zahlreichen auf memelländischen Friedhöfen gehobenen skandinavischen Importstücken die begründete Hoffnung, daß sie dereinst gefunden und uns bei sachgemäßer Untersuchung ein gut Teil der heute noch in Dunkel gehüllten Schicksale aus der Vorgeschichte des Memellandes enthüllen wird. Unwillkürlich lenkt sich dabei der Blick auf den sagenberühmten R o m b i n u s, jenen Tilsit gegenüber gelegenen Schloßberg, der in den vorgeschichtlichen Schicksalen des Memelgebietes eine bedeutsame Rolle gespielt zu haben scheint; welche, vermögen freilich erst künftige Untersuchungen zu entscheiden.

Sat für die Vornikingerzeit (9. Jahrhundert) das Gräberfeld von Weßteiten (Kreis Heydekrug) besonders reiche Funde geliefert, so haben wir durch die erst in den letzten Jahren begonnenen (32) Untersuchungen des großen Gräberfeldes von L i n k u h n e n (Kreis Niederung) einen selten klaren Einblick in die Kultur und die Bestattungsbräuche der memelländischen Bevölkerung von der Völkerwanderungs- bis zur spätheidnischen Zeit (6.—12. Jahrhundert) erhalten.

Wenn auch Linkuhnen selbst nicht mehr im eigentlichen Memelgebiet, sondern am Südufer der Memel liegt, so hat doch die dort in der Völkerwanderungszeit und im jüngsten heidnischen Zeitalter wohnende Bevölkerung nach Ausweis der Funde zweifellos zum memelländischen Kulturgebiet gehört.

Das Gräberfeld von Linkuhnen gehört sowohl hinsichtlich seiner Bestattungsweise wie auch durch seinen ungewöhnlichen Reichtum an Funden zu den interessantesten vorgeschichtlichen Friedhöfen des ganzen Ostbaltikums. Zudem ist es in allen seinen Erscheinungen für die Anlage der memelländischen Friedhöfe dieser Zeit durchaus bezeichnend.

Es ist ein nicht nur im Ostbaltikum, sondern in ganz Europa ziemlich einzigartig dastehender Fall, wenn, wie in Linkuhnen, auf einem Gräberfeld in drei Schichten (Abb. 11) die Toten von acht Jahrhunderten in wohlgeschiedenen Stockwerken übereinander beigesetzt sind.

Die interessanteste dieser drei Schichten ist wohl die unterste und älteste, die Skelettgräber der jüngeren Völkerwanderungszeit (des 6.—8. Jahrhunderts) enthält. Unverbrannt sind die Toten meist über einen Meter tief in die Erde versenkt worden, angetan mit ihren Gewändern aus grobem Leinen, von denen sich ebenso wie von den aus ausgehöhlten Baumstämmen gefertigten Särgen Reste hier und da erhalten haben. Ausgerüstet mit seinen Waffen wurde der Krieger, mit ihren Kleinodien geschmückt die Frau zur ewigen Ruhe gebettet.

Zwei bis vier Lanzen und Wurfspere wurden dem Mann in den Arm gelegt, zur Seite oder auf die Brust das eiserne Kurzschwert. Eine kostbare Fibel (ähnlich Abb. 7 b, c) hält auf der Schulter den

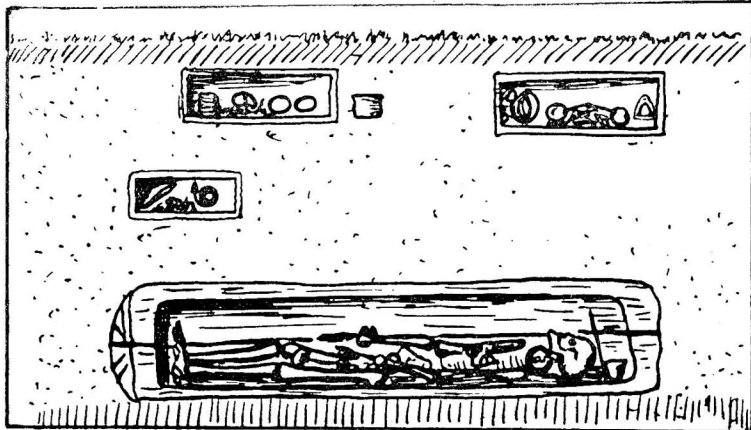


Abb. 11: Schematischer Querschnitt durch das Gräberfeld von Linkuhnen (Kreis Niederung). Dreiecksfriedhof aus dem 6.—12. Jahrhundert. Unterstes Stockwerk: Skelettgräber des 6.—8. Jahrhunderts in Baumfässern. Mittleres Stockwerk: Ältere Brandgräber des 9. Jahrhunderts. Oberes Stockwerk: Jüngere Brandgräber des 10.—12. Jahrhunderts.

Mantel zusammen. An den Handgelenken tragen sowohl Männer wie Frauen edel geformte bronzene Armringe (wie Abb. 7e, 8d, e).

Reicher an Schmuck sind die Frauengräber. Neben meist zwei Fibeln, die auf der Brust das Gewand zusammenhielten, sind sie mit Halsringen (Abb. 8c), Ketten aus Bronze-, Glas- und Bernsteinperlen, Armringen und allerlei Anhängern geschmückt. Das turbanartig hochgewundene Haar wird durch einen langen bronzernen Haarpfeil (Abb. 8b) festgehalten und pflegt meistens mit einem perlenbesetzten Leinentuche umwunden zu sein. Mit Bronzespinalen oder Perlen besetzte Kopfhäuben (vgl. Abb. 6a) gehören überhaupt zu dem beliebtesten Schmuck der memelländischen Frauen. Am Gürtel hängen meist eiserne Messer und nicht selten sauber gearbeitete Knochenfämme in kunstvollen Bronzefutteralen. Ueberhaupt scheint man in jener Zeit auf Haarpflege besonderen Wert gelegt zu haben. Wie aus den Funden hervorgeht, scheinen auch die Männer

langes Haar getragen zu haben, was übrigens für die altbaltischen Stämme auch historisch (durch die Hamburgische Kirchenchronik Adams von Bremen) bezeugt ist; und ein auf einem Kapitell der Marienburg dargestellter altpreußischer Bogenschütze (die einzige Trachtfigur eines Altpreußen, die wir bisher kennen) zeigt, daß die altpreußischen Krieger der frühen Ordenszeit langes Haar getragen haben, ein bei vielen alten Völkern für die Freien oder Edlen üblicher Brauch, der z. B. von den antiken Schriftstellern auch für die Germanen bezeugt ist. Uebrigens hat sich diese Sitte in Litauen vereinzelt bis in die Gegenwart erhalten, woher der noch heute gebräuchliche Spitzname „die Langhaarigen“ zu erklären ist.

Ueber den Skelettgräbern des 6. bis 8. Jahrhunderts liegt auf dem Vinkuhner Friedhof als zweites Stockwerk die Schicht der älteren Brandgräber (Abb. 11), die vorzugsweise dem 9. Jahrhundert, der frühen Wikingerzeit, angehören. Man ist also in dieser Zeit auch im Memelgebiet — 4 Jahrhunderte später als in Altpreußen — von der Beisehung der unverbrannten Leichen wieder zur Verbrennung der Toten auf lodernden Scheiterhaufen übergegangen. Die verbrannten Gebeine hat man sauber aus der Holzasche herausgelesen, hat sie in ein Wolltuch geschlagen und in einem Holzkästchen — einer Art von Miniaturfarg — beigesezt. Verhältnismäßig gering sind noch die Beigaben (Abb. 8), die man den Toten mitgegeben hat; meist sind es Waffen (Abb. 8 f, g), die bereits an skandinavische Formen anklingen, während eigentliches Wikinger-Importgut noch fehlt. Spärlich sind dagegen Schmuckstücke; und wenn man sie den Verbrannten mitgab, sind sie doch meist in dem scharfen Feuer des Scheiterhaufens bis zur Unkenntlichkeit verglüht. Bezeichnend sind für diesen Zeitabschnitt die älteren memelländischen Armbrustfibeln mit schmalem Tierkopffuß (Abb. 8 a und Umschlagbild), Hohlringe mit geschwollenen Enden (Abb. 8 d) und Armringe mit Trompetendenen (Abb. 8 o).

Der Uebergang von der Körperbestattung zur Leichenverbrennung vollzieht sich erst ganz allmählich im Laufe dieses Zeitabschnitts; es scheint, als habe sich dieser Wandel im Totenkult erst langsam unter dem Einfluß der benachbarten altpreußischen Kultur — vielleicht auch schon durch Beziehungen zu den brandbestattenden Wikingern im benachbarten Kurland — im Memellande durchgesezt; denn die gleichzeitigen Gräber des großen Friedhofes von Weßeiten (Kr. Hendekrug) weisen noch ausnahmslos Skelettbestattung auf.

Das oberste dritte Stockwerk des Vinkuhner Gräberfeldes wird von den jüngeren Brandgräbern (Abb. 11) eingenommen, die der Hauptwikingerzeit (10.—11. Jhdt.) und der spätheidnischen Zeit (12.—13. Jhdt.) angehören. Auch in dieser Schicht sind — wie in der mittleren — die Leichenbrandhäufchen in Tücher eingeschlagen in Holzkästchen beigesezt worden. Aber im Gegensatz zu den älteren Brandgräbern des mittleren Stockwerkes sind sie mit Beigaben an Schmuck und Waffen geradezu überladen. Oft finden sich in einem einzigen Grabe mehrere Pfund Bronze- und Eisengerät, dessen Zahl und kostbare Ausführung ein beredtes

Zeugnis für den Reichtum der memelländischen Bevölkerung im jüngsten heidnischen Zeitalter ablegt. Bis zu 6 Schwertern und über ein Duzend Lanzenspitzen gab man dem Krieger, kostbaren Bronzeschmuck der Frau mit ins Grab; darunter schwere, massive, reich verzierte Armringe, Fingerspiralen, schwere Brustketten, deren Mittelplatten oft zierlich mit Menschenköpfen (Abb. 10 c) verziert sind. Armspiralen, verschiedenartig geformte Anhänger (wie z. B. Abb. 10 d) und Haar- oder Schmucknadeln (Abb. 10 e, f), die vielleicht zugleich als Spinngeräte gedient haben, gehören zur regelmäßigen Ausstattung der Frauengräber. Nicht selten tragen sie zierliche Vogelfiguren als Köpfe (Abb. 10 g). Auch Spinnwirtel aus Ton oder leichtem Sandstein, Miniaturgeräte zur Brettchenweberei und eiserne Messer (die die Frauen wohl immer am Gürtel trugen) fehlen selten. Einzigartig ist bisher der Fund eines Taschenklappmessers mit verziertem, in einen Vogelkopf auslaufenden Schalenriff⁴²). In den Kriegergräbern betonen zahlreiche Beigaben von Trensen und Steigbügeln den reißigen Charakter des Toten, während selbständige Pferdebestattungen selten sind.

Alle memelländischen Schmucksachen des jüngsten heidnischen Zeitalters fallen durch ihre Massigkeit und Schwere ebenso auf wie durch ihre bizarre, oft geradezu barock zu nennende Form (Abb. 8 a, 10). Die ins Riesenhafte gewachsenen Fibeltypen dieses Zeitabschnittes, für den die jüngeren Tierkopffußfibeln (wie Abb. 8 a und Umschlagbild) und ihre Abkömmlinge (wie Gabel- und Buchstabenfibeln) ebenso bezeichnend sind wie die Hufeisenfibeln (Abb. 9 d), müssen für den Träger ebenso unbequem gewesen sein wie die schweren Halsspiralen (Abb. 10 b), die man früher als „Totenkronen“ bezeichnete, und die massiven Handgelenkringe oder gar die schweren, bis zu $\frac{1}{2}$ Meter langen, silberplattierten Schmucknadeln mit lang herabbaumelnden Kettenanhängern (Abb. 10 a), die als memelländische Sonderformen schon am Ende der Völkerwanderungszeit erstmalig auftreten.

Bemerkenswert sind die in der obersten Schicht des Linkuhner Friedhofs zahlreich vorhandenen Wikingerschwerter (Abb. 9 a) und Lanzenspitzen (Abb. 9 b), von denen oft mehrere im gleichen Kriegergrab vorkommen. Häufig zeichnen sich diese Wikingerschwerter durch eingeschlagene Runeninschriften aus, unter denen der mehrfach vertretene Name ULFBERTH auf Fabrikate eines irischen Waffenschmiedes hindeuten scheint. Gewöhnlich sind bei den Brandgräbern die Lanzenspitzen absichtlich umgebogen, die Klingen der Schwerter eingerollt, vermutlich weniger aus kultischen Gründen als zu dem rein praktischen Zwecke, daß sie besser in die Holzkästchen paßten. Der Reichtum des Linkuhner Gräberfeldes an skandinavischem Importgut ist bezeichnend für den starken Wikingereinfluß, der im 10. und 11. Jahrhundert im Memelgebiet geherrscht hat und bestätigt auch beste unsere eingangs vorgenommenen Betrachtungen über die lebhaften Beziehungen, die in diesem Zeitabschnitt zwischen Skandinavien und dem Ostbaltikum geherrscht haben.

Zugleich mit den Wikingerschwertern treten auch die für die Wikinger- und spätheidnische Zeit bezeichnenden Hufeisenfibeln (Abb. 9 d)

auf, die, wie schon oben erwähnt, ursprünglich wohl auf gotländische Einflüsse zurückgehen, bald aber zu dem gebräuchlichsten und bezeichnendsten Schmuckstück der spätheidnischen Zeit in den ostbaltischen Ländern werden.

So läßt sich am Gräberfeld von Einkuhnen die ganze Entwicklung der memelländischen Kultur während der Völkerwanderungszeit und des jüngsten heidnischen Zeitalters mühelos ablesen. Auch die Friedhöfe von Oberhof und Wekeiten sind in manchem ihrer Teile dem Drei-Stagen-Friedhof von Einkuhnen ähnlich; wenigstens legt sich auch bei ihnen über ein unteres Stockwerk von Steiletgrabern eine obere Brandgräberschicht, die aber vielfach schon so stark verpflügt war, daß die einzelnen Gräber nicht mehr deutlich zu scheiden waren.

Nicht selten finden sich auch im Memelgebiet wie im Samland in der spätheidnischen Zeit große Massenbestattungsplätze, auf denen zahlreiche Tote auf einem mächtigen Scheiterhaufen verbrannt sein müssen; nach dem Niederbrennen des Feuers hat man die Gebeine der Toten nicht auseinandergelesen, sondern den Verbrannten ihre Schmucksachen und Waffen, sofern sie nicht schon den aufgebahrten Leichen mitgegeben waren, in die glühende Asche nachgeworfen und das Ganze dann mit Erde überdeckt. Solche Massengräber treten dann als große, mit Leichenbrand und Beigaben durchsetzte Aschenplätze, z. B. auf dem Gräberfeld von Oberhof, in Erscheinung. Ihre Bedeutung ist noch nicht geklärt. Es ist denkbar, daß sie als gemeinsame Bestattungen zahlreicher in einer Schlacht gefallener Krieger zu erklären sind, ohne daß es jedoch bisher möglich wäre, andere als Wahrscheinlichkeitsgründe dafür ins Feld zu führen.

Mit gutem Grunde wurde eingangs das Einkuhner Gräberfeld als zur „Memelkultur“ gehörig bezeichnet. Denn die Unterschiede gegen die gleichzeitigen altpreussischen Gräberfelder sind in die Augen springend. Während man im Preußenlande schon seit dem Ende des 4. Jahrhunderts die Toten ausschließlich verbrennt, bleibt im ganzen Gebiete der Memelkultur die Körperbestattung auch weiterhin bis ins 8. und 9. Jahrhundert üblich. Der größte Gegensatz gegen die altpreussische Kultur des jüngsten heidnischen Zeitalters zeigt sich jedoch in der Tatsache, daß im Gebiete der Memelkultur die ursprünglich aus Ostpreußen übernommenen Fibelformen, wie die Armbrustfibeln mit Tierkopffuß (Abb. 8 a und Umschlagbild), die Armbrustsprossenfibeln (ähnlich Abb. 7 a) und die Fibeln mit Ringgarnitur (Abb. 7 c) weiter gebildet und zum Teil ins Riesenhafte vergrößert werden, während sie auf altpreussischem Gebiet mit dem Ende der Völkerwanderungszeit (8. Jahrhundert) völlig aussterben. Gerade in ihrer ausgeprägt memelländischen Formenwelt zeigt sich die für die Memelkultur charakteristische Neigung zum Barocken und Massig-Prunkvollen; nirgends in den Nachbarländern findet sich sonst eine so große Zahl riesiger Schmuckstücke, die Zeugnis ablegen von dem Reichtum und der Schmuckfreude ihrer Verfertiger.

In Ostpreußen bricht die Entwicklung des Schmuckes plötzlich und unvermittelt ab; statt der prunkvollen, schmuckreichen Gräber

der Völkerwanderungszeit erscheint hier mit dem Beginne des jüngsten heidnischen Zeitalters eine herbe, nüchterne Kultur, die den Männern außer ihrem Streitroß nur wenige Waffen, den Frauen spärliche Beigaben an Hausgerät und Schmuck mit ins Grab legt. Während sich das nüchterne, waffenreiche jungheidnische Zeitalter in Ostpreußen scharf gegen die voraufliegende reiche Kultur der Völkerwanderungszeit abhebt, so scharf, daß man zwischen beiden Zeitaltern lange einen Kulturriß anzunehmen geneigt war, bleibt die memelländische Kultur ihrer alten Brunkliebe treu und entwickelt so folgerichtig und sprunghaft die alten Grundformen unablässig weiter, daß es oft schwer wird, die einzelnen Perioden klar gegeneinander abzugrenzen.

Der Grund für die verschiedenartige Entwicklung beider Gebiete ist vielleicht den unterschiedlichen äußeren Einflüssen zuzuschreiben, die auf beide Gebiete eingewirkt haben. In Ostpreußen ist die jüngste heidnische Zeit ein waffenklirrendes Zeitalter, währenddessen die Altpreußen in beständigem Zweifrontenkrieg mühsam um die Bewahrung ihrer Nationalität und ihrer Unabhängigkeit zu ringen haben. Im Norden waren es die Wikinger, die der Samlandküste und den Ufern des Kurischen Haffes zahlreiche Besuche abstatteten. Daß diese — wie in Kurland — wenigstens zu Anfang kriegerischen Eroberungscharakter getragen haben, wissen wir aus nordischen Berichten, die hie und da von den erbitterten Kämpfen zwischen Samländern und Dänen oder Schweden berichten; wissen es auch von jenem großen Wikingergräberfeld in der Kaup bei Cranz, das uns — ähnlich dem oben erwähnten Grobin bei Libau — den ausgedehnten Friedhof einer Wikingerkolonie erschlossen hat, die vom 9. bis zum 11. Jahrhundert am Südwestzipfel des Kurischen Haffes bestanden hat und deren Gründung zunächst sicher nicht auf friedlichem Wege erfolgt ist, wenn sie auch später — ähnlich wie in Kurland — hauptsächlich Handelszwecken gedient haben mag. Uebrigens kennen wir aus diesem Gräberfeld ein besonders interessantes memelländisches Importstück: eine riesige flache Armbrustsichel mit Tierkopffuß (ähnlich Abb. 8 a und dem Umschlagbild), die zusammen mit einem Wikingerschwert, zwei Wikingerlanzen, einem eisernen Messer und einer Hufeisensichel im Grabe eines skandinavischen Kriegers gefunden wurde; zweifellos ist dieses Stück — bisher das einzige seiner Art im Samland — nur durch den lebhaften Handel der Wikinger vom Memelland oder aus Kurland ins Samland gelangt.

Wesentlich schwieriger als nach Norden gestaltete sich die politische Lage der Altpreußen nach dem südlich und westlich angrenzenden Binnenlande zu: hier kam es zu beständigen erbitterten Kämpfen mit den eroberungslustigen Polen, die — wie noch heute — in ununterbrochenem Drange zur Meeresküste begriffen waren. Polnische Chroniken sind voll von Berichten über die mit wechselndem Glücke geschlagenen Schlachten, in denen sich aber die Altpreußen ihre Selbständigkeit und nationale Eigenart so tapfer zu erhalten wußten, ja, ihrerseits in so scharfer Weise zum Angriff übergingen, daß schließlich Herzog Konrad von Masowien sich genötigt sah, um des

gefährlichen Gegners Herr zu werden, den Deutschritterorden zu Hilfe zu rufen, der dann das Schicksal der Ostpreußen endgültig, das der Kuren und Letten auf lange Zeit hinaus besiegelte.

Jedenfalls gewähren die ununterbrochenen Kämpfe, in denen sich das ostpreussische Volk seiner Nachbarn erwehren mußte, einen Anhaltspunkt für das Verständnis des herben, nüchternen Charakters seiner Kultur während des jüngsten heidnischen Zeitalters.

Im Memellande scheinen die politischen Verhältnisse wesentlich günstiger gelegen zu haben als in Ostpreußen; wenn wir auch von den anfänglichen Kämpfen mit den skandinavischen Eroberern gehört haben⁴³⁾, so wandeln sich hier doch die Verhältnisse schnell; aus den Feindseligkeiten erwachen bald lebhaftere Handelsbeziehungen, die der kulturellen Entwicklung beider Völker zugute kommen.

Auch mit den übrigen ostbaltischen Nachbargebieten scheint das Memelland im jüngsten heidnischen Zeitalter hauptsächlich freundschaftlich-nachbarliche Beziehungen unterhalten zu haben; seine Kultur gleicht in diesem Zeitabschnitt der im südlichen Kurland herrschenden völlig (Abb. 15). Aber darüber hinaus lassen sich lebhaftere kulturelle Beziehungen bis nach Estland und Finnland hinauf verfolgen; und die lettischen und litauischen Gebiete haben zahlreiche Schmuckformen aus der reichen Memelkultur entlehnt und zeigen sich ihr im ganzen Wesensausdruck nahe verwandt und oftmals von ihr befruchtet. Deutliche Abweichungen ergeben sich freilich im Bestattungsbrauche, der in jedem dieser Länder ein anderes Gesicht aufweist. Namentlich hält sich der Brauch, die Toten in aufgeschütteten Grabhügeln beizusetzen, in den anderen ostbaltischen Ländern sehr viel länger als im Memelgebiet, in dem das Hügelgrab schon etwa um Christi Geburt von den Flachgräberfeldern abgelöst wird. Immerhin kennen wir auch aus dem Memelgebiet wenigstens ein kaiserzeitliches Hügelgrab in dem von Bezzenberger 1891 untersuchten Grabhügel von Hermanlöhlen (Kreis Heydekrug)^{43a)}. Wenngleich völlige Klarheit über seinen Aufbau und Inhalt nicht mehr zu erlangen war, so läßt sich doch mit Sicherheit sagen, daß er wenigstens zwei vergangene Skelettbestattungen in Baumsärgen und eine Pferdebestattung unter Steinpackungen enthalten hat. Die Skelettbestattungen werden durch Beigaben von eisernen Lanzenspitzen und Messern in die römische Kaiserzeit datiert. Einige im Hügel verstreute Leichenbrandhäufchen und grobe Tongefäßscherben mit Fingernagelkerbenverzierung können von späteren Nachbestattungen herrühren, könnten unter Umständen aber auch älter sein als die Skelettgräber.

Immerhin kann dieses Nachleben vorchristlicher Hügelgrabarchitektur bis in die Römische Kaiserzeit hinein in der unmittelbaren Nachbarschaft der ostbaltischen Gebiete nicht befremden; um so weniger, als es auch in Ostpreußen mehrfach beobachtet wurde, so in der Labauer Gegend⁴⁴⁾ und im Samland selbst⁴⁵⁾; in den meisten Fällen ist man jedoch im Memelgebiet schon um die Wende unserer Zeitrechnung zur Bestattung auf Flachgräberfeldern übergegangen, wie es z. B. auf dem großen Friedhof von Oberhof deutlich ersichtlich ist. Im benachbarten Lettland, z. B. in Semgallen,

hält sich dagegen die gemeinsame Bestattung mehrerer Leichen im Hügelgrab noch bis tief in die Kaiserzeit hinein⁴⁶⁾; und in Livland und Estland wurden Grabhügel mit zahlreichen Beisetzungen selbst noch in dem jüngsten heidnischen Zeitalter aufgeschüttet⁴⁷⁾. Auch in Litauen scheint sich das Hügelgrab bis an den Beginn der geschichtlichen Zeit (der hier wie in fast allen nordischen Ländern mit der Christianisierung der einzelnen Länder zusammenfällt) gehalten zu haben. Aber gerade das litauische Gebiet ist bisher vorgeschichtlich nur so lückenhaft und unsicher erforscht worden⁴⁸⁾, daß man ein sicheres Urteil über die dortigen Bestattungsbräuche, ihre Dauer und ihren Wechsel vorläufig nicht fällen kann⁴⁹⁾.

Das kulturelle Gesicht des Memellandes ist in der spätheidnischen Zeit (12. bis 13. Jahrhundert) dem der Wikingerzeit fast gleich; nur fehlt jetzt das ausgeprägt skandinavische Importgut (Abb. 9a—c), das in jener so häufig war. Noch immer leben die alten Schmuckformen (Abb. 10) fort, selbst die letzten Ausläufer der Fibeln mit Tierkopffuß (ähnlich Abb. 8a und Umschlagbild), deren Anfänge ja bis in die Völkerwanderungszeit zurückgehen. Ueberhaupt scheint mit dem Nachlassen des skandinavischen Einflusses im 12. Jahrhundert eine gewisse Erstarrung einzusetzen, die sich vor allem in dem Fehlen neuer Sachformen bemerkbar macht. Auch so reiche Silberfunde, wie sie z. B. auf dem benachbarten altlithauischen Gebiet mehrfach gemacht worden sind, so bei Marienhof, Kreis Sensburg⁵⁰⁾, bei Skomentnen, Kreis Dyk⁵¹⁾ und Geliogaliai, Litauen⁵¹⁾, fehlen bisher aus dem Memelgebiet. Es ist wie ein Nachlassen der alten Kraft der memelländischen Kultur kurz vor dem Beginn der geschichtlichen Zeit, die für das Memelgebiet mit der Errichtung der Burg Memel durch den Deutschritterorden (1252) beginnt. Es ist merkwürdig, daß gerade in diesen letzten Abschnitt der vorgeschichtlichen Zeit unser Blick am wenigsten scharf dringt. Aber das Memelgebiet teilt diese Tatsache mit allen seinen Nachbarländern. Unmerklich fließt die vorgeschichtliche in die geschichtliche Zeit über. Mit der Einführung des Christentums durch den Deutschritterorden (2. Hälfte des 13. Jahrhunderts) hören plötzlich die Bodenfunde auf, und an ihrer Stelle sprechen schriftliche Zeugnisse, Chroniken und andere papierene Dokumente zu uns.

Das plötzliche Aufhören aller Bodenfunde hängt mit dem Gegensatz zwischen heidnischem und christlichem Glauben und Totenkult zusammen. Die christliche Kirche verbot es den mit dem Schwerte Befehrten, ihre Toten zu verbrennen oder ihnen Waffen und Schmuck mitzugeben nach der Väter Brauch. Verboten wird es, den alten Göttern zu opfern; die Art fällt die heiligen Wälder; geschmäht und verfolgt wird der Krive, der Hohepriester der heidnischen Götter. Beigabenlos reißt sich künftig Skelett an Skelett auf den christlichen Friedhöfen; keines von ihnen kündigt mehr von der Kultur, von dem Leben oder dem Reichtum der Verstorbenen. Statt dessen zeichnen die des Schreibens kundigen Chronisten⁵²⁾ der deutschen Herren — Mönche, Priester und Krieger in einer Person — mit der Feder die Schicksale der Länder auf, die sie mit dem Schwerte in Besitz nahmen. Es ist freilich zu-

nächst recht spärlich, was sie von der unterworfenen Bevölkerung berichten, und so ist es ein großes Glück, daß ihre spärlichen Nachrichten zunächst noch unterstützt und bereichert werden durch Bodensunde, die uns besser und ungeschminkter die Wahrheit künden als die karglichen Aufzeichnungen der deutschen Herren, die das Schwert besser als die Feder zu führen verstanden.

Noch war in den ersten Jahrhunderten seiner Herrschaft der Deutschorden nicht so stark, daß er in der Lage gewesen wäre, das Nachleben altheidnischen Glaubens, altheidnischer Bräuche und Sitten in so abgelegenen Gebieten, wie es das Memelland war, völlig zu unterdrücken. Und so lebt unter der Maske scheinbaren Christentums das „heidnische Unwesen“, wie es die Christenprediger nennen, noch zwei Jahrhunderte fort und steckt heimlich und verborgen in manchem noch heute geübten Volksbrauche. Noch im Jahre 1413 schildert der französische Gesandte G h i l l e b e r t d e L a n n o y s in seinen Reiseberichten die Begräbnissitten der in Kurland und im Memelgebiet ansässigen Bevölkerung mit staunenden Worten in höchst interessanter Weise: „Die besagten Kurlen haben, obwohl sie durch Gewalt zum Christentum bekehrt sein sollen, eine Sekte, deren Angehörige sich nach dem Tode, anstatt die Leichen zu bestatten, verbrennen lassen und zwar in voller Kleidung und geschmückt mit ihren edelsten Geschmeiden. Die Verbrennung findet in einem ihrer nächsten Haine oder Wälder statt, in denen man ein Feuer aus reinem Eichenholz anzündet. Und sie glauben, je nachdem wohin der Rauch zieht, daß die Seele der Verstorbenen gerettet sei, wenn der Rauch geraden Weges zum Himmel aufsteigt; kräuselt er sich indessen seitwärts, so halten sie die Seele für verloren.“

Das ist gewiß ein höchst bezeichnendes Beispiel für das Nachleben altheidnischer Bestattungsbräuche in einem Lande, das äußerlich schon 1½ Jahrhunderte zum Christentum bekehrt war. Wir wissen übrigens von ähnlichen Erscheinungen selbst im Samland, wo die vom Orden dorthin gewaltsam verpflanzten Sudauer noch im 16. Jahrhundert ihre christlich getauften Kinder heimlich wieder „abtaufen“ und dem Feste der „Bocksheiligung“ huldigten. Was aber noch sehr viel interessanter ist, ist die Tatsache, daß wir in Gestalt sehr eigenartiger Bodensunde handgreifliche Beweise für die Berichte Ghillebert de Lannoy's besitzen.

Es ist wiederum die N e h r u n g, die — wie am Anfang unserer Betrachtungen — auch jetzt mit seltsamen Funden aus ausgewehten Dünenfriedhöfen zu uns spricht. Bei dem sagenhaften Dorfe S t a n g e n w a l d e zwischen Sarkau und Rossitten hat der fliegende Sand in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eigenartige Bestattungen freigelegt, die schon damals das lebhafteste Interesse aller vorgehichtlich interessierten Kreise erregten⁵⁹⁾.

Der anscheinend nicht sehr große Friedhof von etwa 30×40 Meter Durchmesser enthielt bereits durchweg Skelettbestattungen, die in Holzfärgen beigelegt waren. Letztere hatten jedoch nicht mehr die in der ganzen vorgehichtlichen Zeit übliche Form von Baumfärgen, sondern waren bereits nach christlichem Brauche aus mit Eisennägeln zusammengeschlagenen Sargbrettern hergestellt. In ihnen lagen die

Toten lang ausgestreckt in Rückenlage; ihre Hände waren — wie es übrigens auch auf dem Einkuhner Friedhof zu beobachten war — teils über der Brust oder dem Unterleib gekreuzt oder lang an die Körperseiten angelegt. Ueberaus bezeichnend ist es, daß die Toten teils noch in altheidnischer, teils schon in christlicher Richtung in die Erde gebettet waren. Altheidnisch ist die Richtung Nord—Süd (wobei gewöhnlich der Kopf im Norden liegt mit nach Süden gerichtetem Gesicht) oder Nordwest—Südost; christlich die Richtung Ost—West (Kopf im Westen, Gesicht nach Osten gerichtet). Nicht selten waren zwei Tote übereinander beigelegt; sogar drei Schichten von Gräbern übereinander ließen sich nachweisen. Unter den verhältnismäßig gut erhaltenen Stoffresten der Kleidung fand sich neben Leinen auch gröberes und feineres Wollzeug, das zum Teil farbig gestreift oder mit Bronzedraht und Bronze spiralen durchwirkt war. Nicht selten waren auch Reste mühenartiger Kopfbedeckungen nachzuweisen. Die Gürtel waren häufig aus bunter Wolle gewebt und gewöhnlich mit Ringsibeln (Abb. 9 e, f) oder farbigen Glas- und Tonperlen bestickt; nicht selten bestanden sie auch aus Lederriemen, die mit Bronze buckeln oder -Plättchen besetzt waren. Mehrfach fanden sich an den Schädeln noch Büschel blonder oder gelbbrauner Haare.

Soweit wäre von christlicher Seite gegen diese Bestattungsweise kaum etwas einzuwenden. Absolut unchristlich aber ist der Brauch, den Toten mit einer vier bis sechs Zentimeter starken Schicht glühender Holzkohlen zu überhäufen, die den Zwischenraum zwischen Leiche und Sargdeckel ausfüllte. Es ist eine letzte Erinnerung an die altheidnische Brandbestattung, die selbst man auf der häufig von Ordensheeren begangenen Mordung und unter den Augen der Ordensburgen von Rossitten und Neuhaus (bei Pillkopen) nicht mehr auszuüben wagte. So mußte man sich mit ihrer symbolischen Andeutung begnügen, während man dem Toten zugleich seine Waffen, den Frauen ihr Geschmeide nach echt heidnischer Art mit in den Sarg legte. Daß diese Schmucksachen vielfach ganz den in der spätheidnischen Zeit gebräuchlichen (Abb. 10) entsprechen, ist der beste Beweis dafür, daß wir es mit der gleichen Bevölkerung zu tun haben, die schon in vorgeschichtlicher Zeit im Memelgebiet und auf der Mordung ansässig war. Noch schlagender ist vielleicht der Umstand, daß manche dieser Schmuckstücke inzwischen eine Weiterentwicklung erfahren haben, die sich ganz in den Bahnen der schon in der spätheidnischen Zeit eingeschlagenen Richtung bewegt.

Neben den schon damals gebräuchlichen Perlen aus Bernstein, Ton oder Glas, den schweren massiven Armringen und Armspiralen sowie den besonders beliebten schweren Halsspiralen (Abb. 10 b) finden sich auch häufig Hufeisen- und Ringsibeln, unter denen Hufeisensibeln mit Drachenkopfsenden und gedrehtem oder geflochtenem Bügel (Abb. 9 d) sowie Ringsibeln mit gewölbtem (Abb. 9 e) oder flachem Bügel (Abb. 9 f) für die frühe Ordenszeit (die „J-Stufe“) geradezu bezeichnend sind. In den Männergräbern sind Schwerter seltener geworden. Statt dessen findet sich mit Vorliebe der eiserne Spieß und die nicht selten reich verzierte eiserne Streitaxt. Die in der spätheidnischen Zeit noch häufigen Pferdebestattungen scheint man

aufgegeben zu haben. Auch Weigaben an Reitzzeug (Sporen, Trensen, Steigbügel), wie sie in den Einkuhner Gräbern so häufig sind, wurden nicht mehr beobachtet.

Besonders entscheidend für die zeitliche Bewertung des frühchristlichen Friedhofs von Stangenwalde sind Ringfibeln mit christlichen Inschriften, wie AVE MARIA oder AMOR VINCIT („Die Liebe siegt“), vor allem aber mehrere Ordensbrakteaten des 13. Jahrhunderts (aus der Zeit Winrichs von Kniprode) und eine deutliche Silbermünze des 12. Jahrhunderts, die mit angelöteter Schlaufe als Anhänger getragen wurde; datieren sie doch die Bestattungen des Friedhofs von Stangenwalde mit Sicherheit in das 13. und 14. Jahrhundert, also in die frühe Ordenszeit.

Ähnliche Funde, die von zerstörten frühchristlichen Friedhöfen der gleichen Zeit stammen dürften, kennen wir von zahlreichen anderen Plätzen der Nehrung, so z. B. von Lattenwalde, Rossitten, Pilskopen und Preil, sowie auch von mehreren Orten des binneländischen Memelgebietes. Und ein ähnlich umfangreicher und gleich gut beobachteter Friedhof des 14. und frühen 15. Jahrhunderts, auf dem sich wie in Stangenwalde heidnische und christliche Bestattungsbräuche seltsam paaren, wurde in Splitter bei Tilsit⁵⁴⁾ untersucht. Auch er gehörte in frühchristlicher Zeit noch zum memeländischen Kulturgebiet.

So endet die vorgeschichtliche Kultur des Memelgebietes noch nicht im 13. Jahrhundert mit der Besitzergreifung des Landes durch den Deutschorden, sondern lebt noch eine Zeit lang in die frühgeschichtliche (zugleich frühchristliche) Zeit hinein fort, bis — endgültig wohl erst im 16. Jahrhundert — die memelländische Bevölkerung restlos dem Christentum gewonnen war und damit auch die letzten Nachklänge heidnischer Bestattungsbräuche erloschen.

Es berührt eigenartig, daß wir über das Leben der memelländischen Bevölkerung der Eisenzeit bisher nur durch Grabfunde unterrichtet sind, von ihren Siedlungen und ihrem häuslichen Leben jedoch so gut wie nichts wissen. Das ist nicht nur im Memelgebiet so, sondern trifft fast für alle ostbaltischen Länder und Ostpreußen in der gleichen Weise zu. Einmal ist dieser Mangel darauf zurückzuführen, daß Grabstätten sehr viel auffälliger und leichter zu untersuchen sind als die spärlichen Ueberreste vorgeschichtlicher Siedlungsplätze. Andererseits besteht auch die Möglichkeit, daß die vorgeschichtlichen Siedlungen vielfach auf den gleichen Plätzen gelegen haben wie die heutigen Niederlassungen und sich daher unserer Kenntnis entziehen. Alles, was sich aus den bisherigen Beobachtungen in Ostpreußen folgern läßt, ist die Tatsache, daß man hölzerne Pfostenhäuser zu bauen verstand und daß aus Steinen angelegte Herde zur Zubereitung der Nahrung dienten. So wird man vermuten dürfen, daß die Wohnungen der nachchristlichen Bevölkerung des Memelgebietes von jenen einfachen, strohgedeckten Häusern, wie sie noch heute in abgechiedenen Gegenden Litauens und an der kurländischen Küste zu finden sind, sich nur unwesentlich unterschieden haben. Nur die Einrichtung des Herdes und des Rauch-

abzuges dürfte erheblich einfacher gewesen sein, als wir sie selbst in den primitivsten Hütten der heutigen Fischer- und Landbevölkerung finden.

Nur in einer Form haben sich auffällige Spuren vorgeschichtlicher Siedlungen erhalten: in Gestalt jener Schloßberge und Burgwälle, die die sichtbaren Ueberreste vorgeschichtlicher Wehranlagen darstellen. Wir kennen heute aus dem Memelgebiet noch 31 solcher Schloßberge⁵⁵⁾ oder „Bilikalnis“, wie sie litauisch oder altpreußisch — überhaupt altbaltisch — genannt werden.

Ein Kranz von Sagen rankt sich noch immer um diese Ruinen altmemelländischer Burgen, deren Anfänge vielfach in die fernste Vorzeit zurückreichen mögen. Manche von ihnen sind schon früher von Freunden der memelländischen Vorzeit gesammelt worden⁵⁶⁾, andere laufen noch heute im Volksmunde um, ohne für die Nachwelt schriftlich festgelegt zu sein. Es wäre eine ungewöhnlich dankbare Aufgabe für die memelländische Lehrerschaft, den um die einzelnen Schloßberge gewobenen Sagenschatz aus dem Munde alter Leute zu sammeln und schriftlich niederzulegen, ehe die neue, der Ueberlieferung feindliche Zeit ihn endgültig verweht. Hier wie nirgends ist Gelegenheit gegeben, altes Volksgut zu bewahren, das in seinen Anfängen sicher noch tief in heidnischer Zeit wurzelt.

Es würde den Rahmen dieser Einführung weit überschreiten, wollte ich versuchen, auch nur einen kurzen Ueberblick über die zahllosen Sagen und Märchen zu geben, die sich geheimnisvoll um die „Schloßberge“ des Memellandes ranken und die Täler der Dange, Jura, Memel und des Schmelz-Flusses mit einer spukhaften Welt geheimnisvollen Lebens erfüllen, das tief aus dem Brunnen uralten Volksglaubens und Denkens geschöpft ist. Schon am Eingang dieser Darstellung wurden im Vorbeigehen einige von ihnen erwähnt. Und bezeichnenderweise ist fast auf jeder dieser alten Burgen ein „Schloß versunken“, zeigen sich auf ihnen oder an ihrem meist von Gewässern umspülten Fuße zur Geisterstunde weißgekleidete Jungfrauen, die der Erlösung harren. Oft ist auch von vergrabenen und versunkenen Schätzen, die man vergeblich zu heben versuchte, die Rede. Aber über diese allgemein verbreiteten Sagen hinaus besitzt jede dieser alten Wehranlagen ihren eigenen, nur ihr eigentümlichen Sagenschatz, allen voran der berühmte Rombinus am Memelufer, der unter den Burgwällen des Memelgebiets eine besondere Stellung eingenommen zu haben scheint, obwohl Reste seiner Verteidigungswerke heute — wenigstens äußerlich — nicht mehr wahrzunehmen sind.

Ihrer äußeren Form nach lassen sich zwei Hauptgruppen vorgeschichtlicher Wehranlagen unterscheiden, die durch die Verschiedenartigkeit ihrer Lage im Gelände und durch die Natur ihrer Umgebung bedingt sind: Bergburgen oder Ringwälle und Zungenburgen oder Abschnittsbefestigungen. Beide passen sich nach Möglichkeit der natürlichen Gunst ihrer Umgebung an, indem sie alle von der Natur gegebenen Verteidigungsmöglichkeiten ausnutzen, um die Angriffsfront auf einen möglichst kleinen Abschnitt zu beschränken. Aus diesem Grunde hat man auch die auf einer Bergnaße

gelegene, meist auf drei Seiten von unzugänglichen Talchluchten umgebene Abschnittsbefestigung im Memellande und seinen Nachbargebieten vor der Bergburg bevorzugt; denn nur selten finden sich im ostbaltischen Tiefland so hohe und steil abfallende Berge, daß die Errichtung einer nach allen Seiten geschützten Bergburg für die Verteidigung günstige Aussichten geboten hätte.

Zudem bot die Abschnittsbefestigung oder Zungenburg bei ihrer Errichtung wesentliche Vorteile durch den geringen Aufwand an Arbeit, der bei ihrer Wehrhaftmachung zu leisten war. Meist konnte man sich auf die Errichtung einer gegen die allein ge-

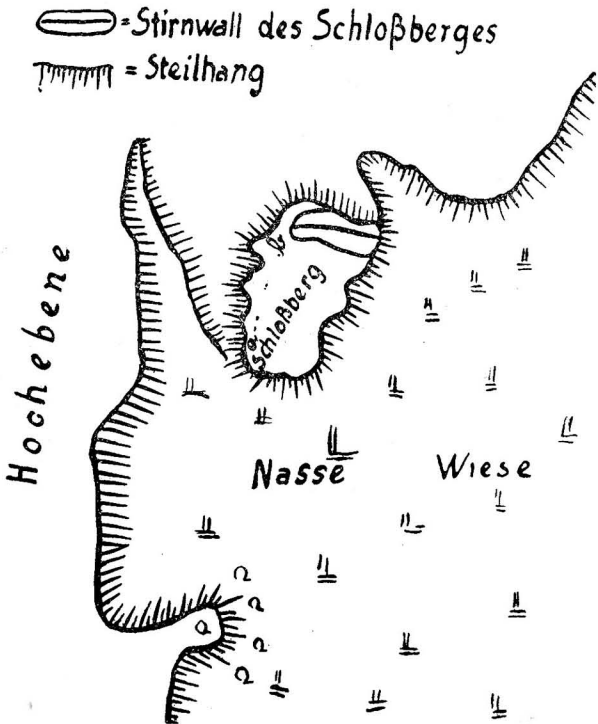


Abb. 12: Schloßberg bei Ablenten (Kreis Pogegen). Grundriß (Abschnittsbefestigung); a—b vermutlicher Verlauf einer völlig zerstörten Holzpallisade oder eines verpflügten Seitenwalles).

fährdete Landseite gerichteten Stirnmauer (Abb. 12, 13) und eines ihr vorgelegten Grabens beschränken, während die drei anderen, steil ins Tal abfallenden Seiten nur mit einer einfachen Holzbarrikade versehen wurden oder ganz ungeschützt bleiben konnten, da sie bei ihrer Unzugänglichkeit und der Primitivität der damaligen Waffen für einen ernsthaften Angriff kaum in Frage kamen. Bei besonders

wehrhaften Anlagen finden sich zuweilen auch zwei oder drei Stirnwälle mit vorgelegten Gräben (Abb. 13), oder man hat in einer gewissen Entfernung von dem Kernwerk eine zweite Befestigungslinie errichtet, die die Hauptburg noch durch eine Vorburg sicherte, auf der man vielfach wohl im Falle einer Bedrohung die bewegliche Habe der Flüchtenden (Vieh, Vorräte, Hausgerät) unterbrachte.

Gegenüber der Abschnittsbefestigung tritt die Bergburg im Memelgebiet stark zurück. Da es an größeren Erhebungen im Lande fehlt, tritt sie meist nur in Form der Wasser- oder Sumpfburg in Erscheinung, wie im Augstumaller Moor, wo eine rings von ehemaligen Wasserflächen — heutigem Moorgebiet — umschlossene Insel als Fluchtburg ausgebaut gewesen zu sein scheint, obwohl sich sichtbare Reste von ihr heute nicht mehr nachweisen lassen. Häufige Anwendung findet die Bergburg erst in der Ordenszeit, in der man gelernt hat, kastellartige Viereckschanzen auf flachem Gelände zu errichten, die nach allen Seiten so wehrhaft ausgerüstet waren, daß sie dem Ansturm des Feindes Trutz bieten konnten (so bei Deegeln, Kreis Memel). Ueberhaupt ist damit zu rechnen, daß die Mehrzahl der altheidnischen Wehranlagen vom Deutschorden übernommen und für seine Zwecke umgestaltet und zu Fluchtburgen für die landesansässige Bevölkerung ausgebaut worden ist.

Leider tappen wir hinsichtlich der Zeitstellung der memelländischen Schloßberge noch völlig im Dunkeln. Denn kein einziger von ihnen ist bisher mit den Hilfsmitteln und Erfahrungsungen der neuen Vorgesichtsforschung sachgemäß untersucht worden. So sind wir auf die bisher in Ost- und Westpreußen⁵⁷⁾ sowie die im benachbarten Lettland⁵⁸⁾ untersuchten Burgwälle angewiesen, wenn wir uns vergleichsweise ein Bild von dem ursprünglichen Bau und der zeitlichen Dauer der vorgeschichtlichen Burgen des Memellandes machen wollen. Soweit wir von den verhältnismäßig spärlich erforschten Wehranlagen dieser Nachbargebiete uns ein weiterreichendes Urteil bilden dürfen, scheinen die meisten „Schloßberge“ der ostbaltischen Länder bereits in der frühen Eisenzeit, vielleicht sogar schon am Ende der Bronzezeit, entstanden — d. h. wehrhaft gemacht — zu sein. Häufig sind sie dann in späterer Zeit mehrfach umgebaut und verstärkt worden. Sowohl in der frühromischen Kaiserzeit wie in der Völkerwanderungszeit, ganz besonders aber im jüngsten heidnischen Zeitalter lassen sich neue Bauperioden nachweisen. Sie und da deutet verziegelte Erde darauf hin, daß sie erobert und verbrannt worden sind. Ob aber ihre Benutzung eine dauernde, ob nur eine vorübergehende in besonders kriegerischen Zeiten gewesen ist, läßt sich vorläufig nicht mit Sicherheit erweisen.

Zunehmend geben uns auch hier geschichtliche Nachrichten aus der frühen Ordenszeit wenigstens einige Anhaltspunkte. So berichtet z. B. Peter von Dusburg, der beste und zuverlässigste der Ordenschronisten⁵⁹⁾, mehrfach von den in unzugänglichem Gelände versteckten Wohnburgen altpreussischer oder altjudaitischer Edler, die von den Ordensheeren erobert und zerstört worden seien. Demnach scheinen die meisten Schloßberge die besetzten Wohnsitze altbaltischer Edler gewesen zu sein, auf die sich im Falle der Gefahr auch die um-

wohnende Landbevölkerung zurückgezogen haben wird, die in unsicheren Zeiten nicht selten eines Schutzes bedurft haben wird, wenn feindliche Scharen plündernd und raubend in das Land fielen und es auf ihren Rossen schnell und überraschend durchstreiften, ehe man sich zu geschlossener Abwehr sammeln konnte. Namentlich die Altpreußen, die an der Meeresküste mit den Wikingern, im Süden mit den Polen in dauerndem Zweifrontenkrieg lebten, bedurften in besonderem Maße solcher Fluchtburgen, auf denen sie sich und ihre bewegliche Habe im Falle eines überraschenden feindlichen Einfalls schnell in Sicherheit bringen konnten. An die 500 solcher Burgwälle sind daher noch heute in Ostpreußen nachzuweisen.



Abb. 13: Seitenansicht des Schloßberges von Wartulischken (Kreis Pogegen) mit den beiden Stirnwällen (Mitte und rechts).

Für das Memelland wird die Polengefahr weniger bedrohlich gewesen sein als für Altpreußen; aber auch unter den benachbarten und stammesverwandten baltischen Stämmen wird es nicht selten zu vorübergehenden Raubzügen gekommen sein, die das Vorhandensein geschützter Schlupfwinkel erwünscht machten. Zudem hörten wir ja schon anlässlich der Wikingerkämpfe von jenen Burgen und befestigten „Städten“ in den ostbaltischen Ländern, um die mit den nordischen Seefahrern erbittert gestritten wurde.

Die Untersuchung altpreussischer Wehranlagen an den Ufern des Frischen Haffs⁵⁷⁾ in der Gegend des altberühmten Truso⁶⁰⁾ und im Samland⁶¹⁾ haben gezeigt, daß die altbaltischen Schloßberge in ihrem heutigen Zustande nur Ruinen darstellen und daß die heute noch als schwächere oder stärkere Erdwälle in Erscheinung tretenden Wehrmauern nur die kümmerlichen Ueberreste einst viel höherer Holzerdemauern gewesen sind, die im Laufe der Zeiten vermorschten und zusammenstürzten.

Ursprünglich bestanden diese Holzerdemauern aus zwei parallel laufenden, aus starken Baumstämmen aufgetürmten Palisadenreihen, deren Zwischenraum mit Erde ausgefüllt wurde, die man einem vor der Mauer ausgehobenen Graben entnahm. Auf der Wallkrone standen — von einer hölzernen Brustwehr gedeckt — die Verteidiger und schleuderten ihre Wurfgeschosse oder auch Steine in die Reihen der Angreifer, die bei dem Versuche, die Mauer zu er-

klimmen, deckungslos den Geschossen und Hiebmassen der Verteidiger preisgegeben waren. Dem Versuch, die vordere Palisadenwand durch Feuer einzuäschern, begegnete man durch Beschmieren der gefährdeten hölzernen Stirnwand mit Lehm. Trotzdem ist es hier und da den Angreifern gelungen, die vordere Palisadenreihe in Brand zu setzen, wie es das Auftreten starker Brandspuren und verziegelter Erde in den Wallresten beweist.

Mit dem Niederbrennen der hölzernen Stirnwand und dem dadurch bedingten Zusammenstürzen der von den Palisadenreihen gehaltenen Erdfüllung war das Schicksal der Verteidiger besiegelt. Nach der Eroberung der Burg werden auch die in ihrem Innenraume errichteten Holzhäuser, deren Grundrisse bei neueren Ausgrabungen mehrfach nachgewiesen werden konnten, in Flammen aufgegangen sein.

Aber auch wenn sie nicht durch Feindeshand erobert und zerstört wurden, versielen nach ihrer Aufgabe als Befestigungen die vorgeschichtlichen Wehranlagen durch Vermorschen der Palisadenwände schnell zu den Ruinen, als die sie uns heute in Gestalt stärkerer oder schwächerer Erdwälle noch entgegentreten. Eine Zeit lang scheint der Deutschritterorden eine Anzahl von ihnen als Fluchtburgen für die landesanjässige Bevölkerung noch weiterhin benutzt, ja ihre Verteidigungswerke verstärkt und durch Einbauen von Ziegelmauern und Türmen noch mehr befestigt zu haben. Mit dem schnellen Fortschreiten der Waffentechnik sank ihr Verteidigungswert jedoch schnell, und so scheinen sie schon im Laufe des Mittelalters als Verteidigungsbauten aufgegeben worden zu sein.

Zudem brachte der Orden aus Italien und dem Orient eine neue Form des Wehrbaus mit: das rechteckige Kastell, das zunächst nach alter Landesart in der Form der Holzerdemauer aufgeführt wurde (wie wohl z. B. bei Deegeln, Kr. Memel), bald aber durch aus Ziegeln aufgemauerte, wehrhaftere Ordenshäuser ersetzt wurde. So werden am Anfang des 14. Jahrhunderts die altheidnischen Schloßberge abgelöst von den Ordensburgen in Memel, Tilsit und Ragnit und den festen Häusern in Rossitten und Neuhaus auf der Kurischen Nehrung.

So klingt die von Sagen und Spuk umwobene Burg der Vorzeit aus in die geschichtliche Burg der Ordenszeit, von deren Schicksalen noch heute geschriebene Chroniken berichten; deren Steinmauern besser dem Verfall widerstanden als die leicht vergänglichen Holzerdebefestigungen der heidnischen Zeit.

Unter allen Denkmälern der altheidnischen Zeit sind die Schloßberge und Burgwälle der Vorzeit am meisten gefährdet. Bis vor etwa 100 Jahren genossen sie als altheidnische Stätten, an denen noch immer der Schauer der Vorzeit haftete, den Schutz der Gemeinde, blieben als Gemeindeländ unbeackert und wurden höchstens als Viehweide benutzt. Seit der Separation jedoch wurden sie einzelnen Besitzern zugewiesen, die vielfach rücksichtslos die alte Wehranlage beflügten und die letzten Reste der ehemaligen Umfassungsmauer dem Erdboden gleichmachten. Zudem erlosch in unserer überlieferungseindlichen, aufklärungsüchtigen Zeit immer mehr der

Glaube an die Scheu vor den altehrwürdigen Stätten. So sind viele uns noch aus der Zeit vor 100 Jahren⁶²⁾ bekannte Schloßberge inzwischen abgetragen und bis auf die letzten Spuren verschwunden, so daß es heute oft schwer fällt, ihren Standort zu ermitteln, wenn nicht Flurnamen und alte Volksüberlieferung uns hilfreich zur Seite stehen.

Würden nicht Unverstand und Schicksalsunverbundenheit mit der eigenen Vorzeit diese Zerstörungen entschuldigen — man müßte sie als eine rücksichtslose Barbarei bezeichnen, die auch in schlechten Zeiten durch den geringen Nutzen, den die kleine Fläche mehr bebauten Landes einbringt, nicht aufgewogen wird im Verhältnis zu der Vernichtung alten Volksgutes, das hier aus Geminnucht zerstört wurde. Es sollte Ehrenpflicht eines jeden Besitzers eines „Schloßberges“ oder „Pillkalis“ sein, ihn zu schützen und zu hegen, zum mindesten ihn vor weiterer Zerstörung zu bewahren, indem man das auf ihm beackerte Land künftig als Viehweide benutzt und es gegen ein bisher nicht bepflügtes Stück austauscht, was sich bei gutem Willen immer machen lassen wird, ohne daß dem Besitzer wirtschaftlicher Schaden daraus erwächst. Und es sollte ebenso Ehrenpflicht jedes Lehrers sein, die Besitzer von Schloßbergen über die Bedeutung dieser Anlagen aufzuklären und sie zu ihrem Schutze anzuhalten. Nur mit dem guten Willen der Bevölkerung wird es möglich sein, die spärlichen heute noch erhaltenen Reste für künftige wissenschaftliche Untersuchungen zu erhalten: Untersuchungen, die unsere Kenntnis von der heidnischen Vorzeit des Landes erheblich zu bereichern und zu vertiefen versprechen.

Noch ein letztes steinernes Denkmal weist in den baltischen Ländern zurück in vorgeschichtliche Zeit: jene seltsamen, urtümlich rohen Steinbilder von menschlicher Gestalt, die im benachbarten Ost- und Westpreußen unter dem Namen „Baben“ oder „Steinmütterchen“ bekannt sind.⁶³⁾ Allem Anschein nach stellen diese auf altbaltischem Gebiet verbreiteten Steinfiguren mit menschlichen Zügen, die häufig ein Schwert und ein Trinkhorn in den Händen halten, fast lebensgroße Abbilder mächtiger Verstorbener dar, mit denen vielleicht ein heidnischer Ahnenkult verknüpft war. Weniger wahrscheinlich ist die anfangs versuchte Deutung als altheidnische Götzenbilder, wenn sie auch zuweilen im Volksmunde noch die Namen altpreußischer Gottheiten getragen haben.

Wohl auf östliche Einflüsse zurückgehend — verwandte Steinbilder finden sich auch auf slawischem Gebiet und bis tief in den russischen Osten hinein — läßt sich doch eine deutlich baltische Sondergruppe dieser merkwürdigen Figuren unterscheiden, die hauptsächlich aus altpreußischem und altludauischem Gebiet bekannt geworden sind. Im Memellande selbst fehlen sie bisher, doch bleibt abzuwarten, ob nicht künftig vielleicht noch das eine oder andere von ihnen auch hier auf alten Friedhöfen oder als Grenzstein entdeckt werden wird. Wer die altlitanischen Heiligenbilder kennt, wird leicht zu der Vermutung gedrängt, daß die Kunst plastischer Menschendarstellung auch in den ostbaltischen Ländern bis in die heidnische Zeit zurückgeht, wenn sie auch hier — wie im germanischen Norden — vorzugsweise in Holz aus-